



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

γ.: Die Wehrbewegung in England

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Wehrbewegung in England



Seit einigen Jahren steht die Welt vor der höchst seltsamen Tatsache, daß das sonst so stolze Albion von einer schier unbegreiflichen Flotten- und Invasionspanik ergriffen ist. Sie scheint in der Furcht vor einer unmittelbaren Gefährdung der englischen Oberherrschafft zur See zu bestehen. Und zwar soll es die unvergleichlich viel kleinere deutsche Flotte sein, die noch dazu ohne jeden äußern Anlaß den Grund für die Gespensterfurcht, für die geradezu nervöse Ängstlichkeit hergeben muß. In Deutschland trifft diese Aufregung in allen Schichten der Bevölkerung, fast ohne Ausnahme, auch bei allen Parteien, auf das größte Erstaunen, aber dennoch werden die englischen Anfeindungen und Verdächtigungen mit Ruhe und Gelassenheit hingenommen, jedoch die früher schon nur sehr vereinzelt auftretenden Behauptungen, Deutschland habe durch seine Flottenpläne das Wettrennen und die britische Angst erst hervorgerufen, sind endlich verstummt, da sie gegen die Wahrheit der Tatsachen nicht aufzukommen vermögen, und sie auch niemand mehr hören mag. Allem gegenüber zeigt sich eine allgemeine Festigkeit des Entschlusses, unbekümmert um das englische Gebaren, den Ausbau unsrer Flotte nach dem einmal angenommenen Programm durchzuführen. Als Beweis für diese feste Einmütigkeit darf gewiß gelten, daß der Reichstag, obwohl er kurze Zeit danach mit einer erbitterten Parteinenspaltung auseinanderging, den Marinetat diesmal ohne jede Debatte unverändert bewilligt hat. Auch die Reichsregierung scheint den Flotten- und Invasionsrummel drüben jenseits der Nordsee nur als eine innere englische Angelegenheit anzusehn, denn sonst hätte das Flottenkommando sicher nicht im vorigen wie in diesem Jahre die Hochseemanöver und Fahrten der Schlachtflotte zum Teil in den Atlantischen Ozean verlegt, was doch bei der Ansammlung fast der gesamten britischen Seestreitkräfte in den europäischen Meeren, besonders im Kanal und in der Nordsee, vor einem drohenden Konflikte mit England mindestens als große Kühnheit bezeichnet werden müßte. Die Besorgnis darüber bedrückt jedoch keine Seele in Deutschland, man weiß trotz des Kanzlerwechsels äußere Politik,

Heer und Flotte in den besten Händen und zweifelt auch keinen Augenblick daran, daß der Ruf des Kaisers zum Kampf, wenn es wirklich dazu kommen müßte, nicht eine Sekunde zu früh oder zu spät ergehn würde. Dann mögen sie nur kommen, denkt das gesamte Deutschland mit den Worten, die der Kaiser vor einem Jahre in Döberitz gesagt haben sollte, und die, wenn er sie wirklich gesprochen hätte, nichts anderes als der vollkommene Ausdruck der Empfindung gewesen wären, die in der Volksseele lebendig ist. Auch einen Überfall nach Art der Japaner befürchtet im Deutschen Reich kein Mensch, und in übrigen — ja, da mögen sie nur kommen!

Aber die Engländer wollen gar nicht kommen, die ganze Flottenpanik in ihrer Einleitung, Steigerung und allem Zubehör ist wirklich eine innere britische Frage, deren Ziel auf fernere Zeiten gerichtet ist und mit der augenblicklichen äußern Lage nicht im geringsten zusammenhängt. Es handelt sich um den Versuch einer neuen Orientierung des englischen Volks über die Weltlage, der von den politischen Führern mit weitsichtigem Scharfblick unter berechneter Rücksichtnahme auf die Eigenart und selbst auf die Vorurteile der Bevölkerung eingeleitet wurde und fortgesetzt wird, und für den alle ungefährlichen Mittel, bis zur Suggestion, zur Anwendung kommen. Deutschland hat in den beiden letzten Jahrzehnten eine Entwicklung ähnlicher Art hinter sich. Aus den Zeiten Kaiser Wilhelms des Ersten und seines großen Kanzlers hatte sich die Überlieferung eingebürgert, daß Deutschland das mächtigste Reich der Welt und allen politischen Gefahren gewachsen sei. Das war auch ganz richtig, solange es allein als Festlandsmacht in Betracht kam, wie es in jenen Zeiten der Fall war. Die Voraussetzung auf die Möglichkeit einer Weltmachtspolitik fehlte trotz der zögernden Anfänge mit kolonialen Erwerbungen noch oben und unten, die Flotte wurde nur zur Unterstützung der Landmacht als Küstenverteidigung gedacht und in diesem Sinne gebaut. Was von deutschen Kriegsschiffen aus jener Zeit übrig ist oder nach denselben Grundsätzen noch später gebaut wurde, ist darum für die heutigen Zwecke und Ziele der Reichspolitik so gut wie wertlos geworden. Denn inzwischen hat sich Deutschland aus sich selbst heraus zu einer der ersten Handels- und Verkehrsmächte mit ansehnlichem Kolonialbesitz herausgebildet. In der für den Schutz dieser neuen Interessen notwendigen Machtentwicklung war es aber zurückgeblieben, und wenn wir auch nach Bismarcks Ausspruch unsre Kolonien vor den Toren von Mexiko verteidigen konnten, so war das nur richtig für den einzigen damals in Betracht kommenden wirklichen Gegner, galt aber bald nicht mehr für unsern größer gewordenen Kolonialbesitz und schon gar nicht mehr für unsre über Erwarten angewachsene Handels- und Verkehrsentwicklung. Dazu war nicht bloß eine Küstenverteidigungsflotte, sondern eine unsern Seeinteressen angemessene Hochseeflotte nötig. Es braucht hier nicht wiederholt zu werden, daß es das persönliche Verdienst Kaiser Wilhelms des Zweiten gewesen ist, hierüber Klarheit zu schaffen und durch Einsetzung seiner Person das deutsche Volk dafür zu erziehen. Es

gab da auch allerlei Vorurteile zu überwinden, und der Kampf mit ihnen hat nicht am wenigsten dazu beigetragen, den Monarchen des persönlichen Regiments und anderer Taten zu beschuldigen, die in den Augen aller als Frevel angesehen werden, bei denen gewisse liberale und staatsrechtliche Meinungen, die übrigens bei uns nicht einmal verfassungsrechtliche Geltung haben, höher stehn als das Wohl des Vaterlands. Wir haben noch heute Leute, die selbst den vaterländischen Geist bekämpfen, wenn er nicht unter den von ihnen für allein richtig gehaltenen Formen auftritt. Seit einer Reihe von Jahren ist das Ziel erreicht, und das deutsche Volk hat sich wiederholt in seiner entschiednen Mehrheit dafür ausgesprochen, daß es Flotte und Kolonien ebenso für unbedingte Erfordernisse des Reichs ansieht wie die Armee, und daß es alle, die daran rühren, mit der größten Entschiedenheit aus der Volksvertretung hinwegfegen wird. In England liegt die Sache zurzeit noch anders, dort müssen noch Vorurteile und Irrtümer überwunden werden, die der neuen politischen Orientierung im Wege stehn.

Nun zeigt aber der Unterschied der Methode, mit der man dort vorgeht, daß dieses Land viel besser geschulte politische Führer hat als wir. Während bei uns die politische Führerschaft und die in ihrem Sinne arbeitende Presse das Vorgehn des Kaisers nur von ihrem doktrinären Standpunkte aus betrachtete und sein persönliches Hervortreten als nicht mit ihren Ansichten vom Verfassungsleben übereinstimmend behandelte und verurteilte, gehn in England der Monarch und die politischen Führer von vornherein in Übereinstimmung vor, sodaß der König gar nicht nötig hat, persönlich hervorzutreten. König Eduard hat zwar gleich nach seinem Regierungsantritt den Nachteil der bis dahin geübten Selbstisolierungspolitik erkannt und darum seine Liebenswürdigkeit auf die Eisenbahn gesetzt, um persönlich seinem Lande die diesem als erster Seemacht gebührende Achtungsstellung von neuem zu erwerben, gerade so wie es Kaiser Wilhelm in den Jahren vorher für Deutschland als erste Landmacht bewerkstelligt hatte. Da dieser Schritt des englischen Königs mit einer zeitweiligen Verstimmung zwischen den Höfen von Berlin und London zusammenfiel, so suchten ihn deutschfeindliche Blätter als beabsichtigte Feindseligkeit gegen Deutschland auszulegen, und die deutsche Presse, die leider noch immer mangels eigener Orientierung die auswärtige Politik nach ausländischen Quellen beurteilt, ließ sich dadurch betören. Auf dieser Unterlage hat sich die Fabel von der sogenannten Einkreisungspolitik aufgebaut. Heute müssen auch die darüber lachen, die früher ernsthaft daran geglaubt hatten, seitdem sich bei der diplomatischen Behandlung der bosnischen Angelegenheit herausgestellt hat, daß alle Entente-politik gegen das deutsch-österreichische Bündnis nicht das geringste auszurichten imstande ist. Bei etwas mehr Verständnis für Machtverhältnisse hätte die deutsche Presse auch von selbst wissen können, daß eine Einkreisungspolitik gegen Deutschland und seine Verbündeten gar nicht möglich ist. Ob freilich die schwächliche Haltung unsrer sogenannten öffentlichen Meinung, hinter der aber auch in

diesem Falle das deutsche Volk nicht stand, im Auslande nicht die Luft geweckt hat, ob man nicht einmal einen Einschüchterungsversuch bei den Leitern der deutschen Politik riskieren könne, mag hier dahingestellt bleiben. Die persönliche politische Regsamkeit König Eduards bezweckte bloß, die durch die unverständige Abschließungspolitik verlorengegangnen und durch den Burenkrieg und das merkwürdige Bündnis mit Japan wahrhaftig nicht gesteigerten Sympathien Europas für das britische Volk wieder zu beleben und dieses dadurch in seinem Nationalgefühl zu kräftigen, denn dessen Stärke ist in der Gegenwart nötiger als je.

Im Willen zum Leben liegt der Völker Wurzel und Zukunft. In aller Völker Leben zeigt sich auch ein fortwährender Wechsel der Daseinsziele. England steht an einem Wendepunkt seiner Geschichte. Seine Stellung in Asien ist durch die japanischen Siege viel mehr erschüttert worden, als es durch die Ausbreitungsbestrebungen Rußlands je der Fall war, denn der Aufbruchgeist in Indien und anderswo ist hauptsächlich durch die gewaltigen Erfolge jenes asiatischen Volks erzeugt worden, dem England durch seine Bundesgenossenschaft freie Bahn geschaffen und den Rücken gedeckt hat. Was im besondern Indien betrifft, so stellt sich je länger je deutlicher heraus, daß es die Furcht vor Rußland war, die die britische Herrschaft als das kleinere Übel erscheinen ließ. Seit diese Furcht geschwunden ist, zeigt sich die indische Unbotmäßigkeit allorten. Gewisse Mißgriffe der britischen Verwaltung, auf die man mehrfach hinweist, sind mehr der Anlaß als die Ursache der Unruhe. Die den Indiern längst bekannt gewordne Bestimmung des englisch-japanischen Bündnisses, die Japan zur militärischen Mithilfe für den Fall eines indischen Aufstands verpflichtet, hat bei ihnen die schon während des Burenkriegs leise aufgedämmerte Ansicht, daß Englands Wehrmacht viel schwächer ist, als bisher geglaubt wurde, zur völligen Überzeugung gemacht. Den Indiern wäre ein Einmarsch der Japaner gar nicht so unangenehm, denn deren asiatisches Wesen liegt ihnen viel näher als das europäisch-britische. Mit ihnen würde sich leicht ein Einvernehmen herstellen lassen; dann wäre es freilich um die Herrschaft der Engländer in Indien geschehn, denn sie würden den gelben Verbündeten dort nicht leicht wieder los werden. Das wissen die politischen Führer des britischen Volks ganz genau, aber darüber sprechen sie nicht, auch die stets patriotisch empfindende Presse tut es nicht, denn sie weiß, das wäre nicht klug. Bei uns würde sich dagegen in einem ähnlichen Falle ein furchtbares Hallo erheben. Man weiß ferner in England, daß die Entschlußfähigkeit und Tatkraft der Indier nicht groß ist, es ist also für heute und morgen noch nichts zu befürchten, auch ist Japan auf Jahre hinaus noch mit sich und seinen neuen Erwerbungen vollauf beschäftigt; es kann zurzeit gar nicht an neue Abenteuer denken und würde es sogar mit Mißbehagen empfinden, wenn es jetzt von andrer Seite in solche verwickelt würde. England hat also noch eine Reihe von Jahren Zeit, seine Streitkräfte auf eine Höhe zu bringen, die die Anwendung des erwähnten

Bündnisparagraphen überflüssig machen würde; und es richtet sich darauf ein, aber unter einem andern Vorwande, denn von dem wahren spricht ein kluger Politiker nicht.

Das ist jedoch nur die eine Seite der Umwandlung der Weltlage. Bis vor wenigen Jahren war die englische Herrschaft über die Weltmeere unbestritten, sie galt selbst während des argen Verfalls der englischen Flotte unter Gladstones langjähriger Regierung, bis er selbst Ende 1893 durch die aller Welt offenbaren Mißstände genötigt wurde, zu einer großen Reform zu schreiten, die von seinen Nachfolgern energisch fortgesetzt wurde und die britischen Seestreitkräfte auf ihre anerkannte Vorzüglichkeit gehoben hat. Die bis heute über ihre angebliche Untauglichkeit hier und da noch geglaubten Überlieferungen stammen sämtlich aus jener Gladstoneschen Zeit und sind in der Gegenwart nicht mehr richtig. Die englische Flotte würde noch heute imstande sein, die Seeherrschaft Albions aufrecht zu erhalten, wenn sich nicht inzwischen die gesamte Weltlage geändert hätte. Wenn England, statt eigensüchtige Interessen zu verfolgen, europäische Politik getrieben hätte, wären ihm die heutigen Schwierigkeiten mit ihren ungeheuern Geldkosten erspart geblieben. Die Vereinigten Staaten würden sich gehütet haben, unter Mac Kinley die alten Gelüste auf Kuba zu befriedigen, wenn ihnen ein allgemeines Veto der europäischen Mächte entgegengestellt worden wäre. Sie hätten sich dann auch nicht in zunächst ungewollter Weise im Großen Ozean festsetzen können, und selbst die vielberufne Monroe-doktrin würde ein viel harmloseres Gesicht zeigen als heute. Selbstverständlich wäre auch die große Demonstrationsfahrt im vorigen Jahre unterblieben, auf der die Vereinigten Staaten allen in Betracht kommenden pazifischen Küsten eine so gewaltige Flottenmacht vorführten, wie sie England dort niemals gezeigt hat, weil es früher nicht nötig war. Man hatte bisher mit kleinen Geschwadern, hinter denen jedermann die gewaltige britische Flotte wußte, die Seeherrschaft aufrecht erhalten; nach der großen Demonstration der Union geht das nicht mehr an, man muß mächtige Geschwader in Bewegung setzen, wenn man jenen Eindruck verwischen will. Die Engländer haben diesen Schlag gegen ihr Ansehn auf den Weltmeeren tief empfunden, aber sie sprechen auch davon nicht. Sie lenken vielmehr, um einen plausibeln Vorwand für ihre vermehrte Seerüstung vor der Welt zu haben, die Aufmerksamkeit auf das ihnen gar nicht gefährliche Deutschland mit seinen bescheidenen Seegelungsbestrebungen hin, das sie selbst nicht angreifen wollen, und von dem sie auch gar keinen Angriff zu befürchten haben. Die Lächerlichkeit einer solchen Befürchtung liegt so offenbar zutage, daß ein ganz anderer Beweggrund dahinter verborgen sein muß. Auch das vieldeutige Gerede vom Zweimächtestandard kann sich gar nicht auf die europäischen Gewässer beziehen, denn das Ausscheiden der russischen Flotte und der auf Jahrzehnte hinaus nicht zu behebende Verfall der französischen Marine haben die Lage zum Vorteil Englands in einer Weise verschoben, daß die aufstrebende deutsche Flotte, mit jener doppelten Verminderung gemessen, gar nicht das

Machtverhältnis von früher wiederherzustellen vermag und darum auch nicht im Ernst als Grund für die überaus beschleunigten und vermehrten britischen Flottenbauten angeführt werden kann.

Dann kamen noch die Lehren des russisch-japanischen Kriegs, der England eine politische und eine militärische Überraschung brachte. Die Schwächung Rußlands hatte man gewünscht und eine japanische vorausgesehen. Beides ist eingetroffen, aber Japan ist in der Hauptsache nur dadurch geschwächt worden, weil es ihm nicht gelang, eine bare KriegsentSchädigung zu erkämpfen. Trotzdem hat es sich mit einem Schläge zur ersten Macht in Asien emporgeschwungen, und die Erwartung Englands, daß es nach einer tüchtigen Schwächung der beiden Kämpfer mit seinen heutigen Kräfteverhältnissen von selbst als eigentlich führende Macht übrig bleiben würde, hat sich nicht erfüllt. Napoleon der Dritte hat durch Sadowa eine ähnliche Enttäuschung erlebt wie die Engländer durch die entscheidende Seeschlacht von Tsushima. Diese brachte außerdem zwei Lehren: erstens, daß unter den heutigen Verhältnissen nur die großen Panzerschiffe mit weittragenden Geschützen die Entscheidung bringen, und zum zweiten, daß für den Erfolg eine in taktischen Übungen und großen Manövern sorgsam ausgebildete Flotte die einzige Bedingung ist. Die Japaner hatten zu Lande die deutsche Gefechtsweise angenommen und sie auch mit den sich erst im Kriege selbst herausbildenden praktischen Abänderungen beibehalten. Aber auch zur See hatten sie die Formierung und Fechtweise der deutschen Flotte adoptiert, was nur nach unausgesetzter Übung vom großen bis ins kleine durchzuführen war. Danach läßt sich die Seegelung nicht mehr wie bisher durch öftere Vorführung größerer oder kleinerer Geschwader, sondern nur durch eine aus den mächtigsten Fahrzeugen mit gewaltigen Geschützen bestehende und im höchsten Maße durchgebildete und manövrierfähige Flotte erhalten. Wenn man unter diesem Gesichtspunkte die neuern englischen Flottenmaßnahmen betrachtet, werden sie erst recht verständlich. England begann sofort mit dem eiligen Bau größter Linienschiffe und Panzerkreuzer und leitete eine ganz neue Art der Ausbildung der Flotte für den großen Seekampf ein, wozu die Zusammenziehung der bisher zerstreuten Geschwader die Voraussetzung war, wofür aber nur die heimischen Häfen die erforderlichen Stützpunkte bieten konnten. Darum wurde fast die gesamte Flotte bei den britischen Inseln konzentriert und die deutsche Gefahr, die nicht besteht, nur vorgeschützt. Auch die neuen Flottenstützpunkte und die Erweiterung anderer an der Nordseeküste dienen nur dem erwähnten Zwecke und haben in erster Linie mit der Abwehr deutscher Angriffe nichts zu tun, obgleich sie in zweiter Linie gegen solche sehr nützlich sein würden. Die englische Politik ist nie so naiv gewesen, ihre wirklichen Triebfedern offen darzulegen, und sie findet dabei in der Presse ihres Landes stets verständnisvolle Unterstützung.

Aber sie hat doch auch einige Mißgriffe begangen, deren Folgen ihr recht empfindlich geworden sind. Der erste war die überlaute Ankündigung, nachdem sich kaum die Urteile über die japanischen Siege zur See geklärt hatten, England

werde nun mit dem Bau von Dreadnoughts vorgehn, deren Größe, Vorzüglichkeit und Schnelligkeit der Herstellung keine andre Macht überbieten könne. Hätte man das im stillen getan, so wäre der gewollte Erfolg kaum ausgeblieben, vielleicht hätte sich kein einziger Staat besonders beeilt, das britische Beispiel nachzuahmen. Durch den nicht sehr geschickten Versuch, zu verblüffen und andre abzuschrecken, wurde gerade das Gegenteil bewirkt, und die andern Seemächte sahen sich veranlaßt, nun auch nicht im Bau größter Panzerschiffe zurückzubleiben. Seit jener unklugen Ankündigung haben nicht weniger als elf Seemächte begonnen, Dreadnoughts selbst zu bauen oder für sich bauen zu lassen, und England hat noch außerdem den Verdruß, in seinem ersten überstürzt hergestellten Renommierschiff ein Fahrzeug zu besitzen, das vor lauter Reparaturen eigentlich noch gar nicht zum ernstestn Dienst gekommen ist. Auch Roosevelt sah sich veranlaßt, der Welt zu zeigen, daß die Union recht stattliche Fahrzeuge habe, die sich sehr lassen können. Der zweite Mißgriff war, daß England auf der Haager Friedenskonferenz die sogenannte Abrüstung, das heißt die Beschränkung zukünftiger Rüstungen durchsetzen wollte. Die dahinter verborgne Absicht lag zu klar zutage, als daß sie nicht sofort durchschaut worden wäre. Selbstverständlich konnten von einer Abrüstung die schon eingeleiteten Flottenbaupläne nicht, sondern nur zukünftige betroffen werden. Deutschland hätte, wie die andern Mächte auch, sein Flottenprogramm ruhig ausführen können, England hätte auch nur das gleiche getan, aber auf seinem Flottenplan standen schon die Dreadnoughts. Nach einer Reihe von Jahren hätte also England sein Geschwader von Riesenschiffen gehabt, die andern aber nicht, und sein Vorsprung war gesichert. Trotz geschickter Verbrämung mit allerlei wohl lautenden volkswirtschaftlichen und humanen Motiven ließ sich der eigentliche Beweggrund nicht verbergen, namentlich französische Stimmen äußerten sich sehr drastisch darüber, und schließlich waren die Politiker aller Großstaaten herzlich froh, daß Deutschland der Raze die Schelle anhing und durch seine kühl ablehnende Haltung das britische Versuchsschiff auf den Strand laufen ließ. Die beiden Versuche, andern den Bau großer Entscheidungsschiffe zu verleiden, hatten keinen Erfolg gehabt.

So steht das britische Reich vor der großen Aufgabe, die infolge der geänderten Lage der Weltpolitik und politischer Fehler notwendig gewordne Steigerung seiner Streitmacht zu Wasser und zu Lande aus eignen Kräften durchzuführen. Man hat wohl begonnen, mit Hilfe wirtschaftlicher und politischer Gründe die größern Kolonien, in denen die Furcht vor der gelben Gefahr sehr lebendig ist, zur Mitwirkung heranzuziehen, bisher aber ohne sichern Erfolg; in jedem Falle muß das Mutterland die Hauptlast auf sich nehmen. Mit Ausnahme des in allgemeinen Friedensideen befangnen, aber schon ziemlich einflußlos gewordenen Teils der Liberalen will man das auch. Für den Fall eines immerhin möglichen großen Aufstands in Indien bedarf man einer bedeutenden Verstärkung des Landheeres, das dafür nicht ausreichen würde, wie

der Burenkrieg, der gegen einen viel schwächeren Gegner geführt wurde, schon ergeben hat, obgleich das Heimatland ohne jeden militärischen Schutz gelassen werden mußte. Auf die Unterstützung der japanischen Verbündeten, deren zweischneidige Natur man durchschaut hat, wird man nur im äußersten Notfalle zurückgreifen wollen. Auch die erweiterte Flotte erfordert einen bedeutend zahlreicheren Mannschaftsstand. Dreadnoughts kann man wohl für Geld bauen, aber sie müssen auch ausreichend bemannt werden. Die Besatzungen der englischen Kriegsdampfer sind ohnehin seit langen Jahren schon viel schwächer als die der gleichwertigen Schiffe der meisten andern Seemächte. Man hat sich nun seit einiger Zeit damit beholfen, durch Ausscheidung veralteter, aber noch keineswegs sehr alter Fahrzeuge Mannschaften für die Verstärkung der Besatzungen der immer größer gewordenen Kriegsschiffe zu gewinnen, aber für die neueste Steigerung der Größen- und Besatzungsverhältnisse kommt man auch damit nicht mehr aus. Dabei hatte man noch in Kauf nehmen müssen, daß durch die Zurückziehung zahlreicher kleinerer Schiffe von überseeischen Stationen dort der Eindruck hervorgerufen worden ist, daß die britische Seemacht zurückgehe, was nach dem plötzlichen Emporkommen der japanischen Flotte und der nordamerikanischen Demonstrationsfahrt keineswegs unbedenklich, für den britischen Seemachtstolz aber geradezu unerträglich ist.

Um alle diese Unannehmlichkeiten loszuwerden und künftigen Schwierigkeiten aus eigener Kraft gewachsen zu sein, bedarf die britische Wehrmacht zu Wasser wie zu Lande eines sehr starken Zuwachses an Mannschaften, den das ohnehin sehr teure Wehrsystem trotz aller neuern Anreizmittel in keinem Falle mehr zu schaffen vermag. Die politischen Führer, soweit sie imperialistisch sind, das heißt die englische Weltmacht erhalten wollen, sind sich vollkommen klar darüber, daß nur die allgemeine Wehrpflicht diesen Zuwachs bringen kann, aber sie sagen es beileibe nicht alle und am wenigsten laut, sondern sie gehen mit verteilten Rollen vor, denn es gilt, mit kluger Taktik ein weit verbreitetes Vorurteil zu überwinden. Wie tief die Abneigung gegen die allgemeine Wehrpflicht in England geht, konnte man wieder aus den kürzlich (Grenzboten 1909, III, S. 163) veröffentlichten Äußerungen George Giffings ersehen. In den Ländern mit allgemeiner Wehrpflicht wird man sie neben den übrigen durchaus gesunden und vernünftigen Ansichten des Verfassers ziemlich unbegreiflich finden. Doch hat man vor fünfzig Jahren in Deutschland außerhalb Preußens genau denselben Standpunkt eingenommen. Auch England wird die Vorurteile überwinden lernen. Falsch ist dagegen die in vielen deutschen Kreisen geteilte Ansicht, daß der besser situierte Brite zu schlaff und bequem sei, um selbst den Tornister auf den Rücken zu nehmen. Die britische Abneigung gegen die allgemeine Wehrpflicht gründet sich vielmehr auf die geringe Achtung, die infolge des Söldnersystems der Militärstand selbst mit Einschluß der Offiziere genießt; das war aber früher in Deutschland auch nicht anders. Ferner darauf, daß der

Engländer jeden Zwang haßt, dessen logische Notwendigkeit er nicht erkennt. Wer dagegen beobachtet, wie willig er sich den sehr strengen Spielregeln unterwirft, gegen die der Deutsche bei der Nachahmung englischer Sportvergnügen gern vernünftigt und diplomatisiert, dem wird einleuchten, daß sich der Engländer auch der militärischen Zucht unterordnen wird, sobald ihn die Umstände von ihrer Notwendigkeit überzeugen haben. Hierbei ist auch die Fügsamkeit der Briten gegenüber der Polizei zu beachten, während in Deutschland Rechthaberei und Widerstand die Regel bilden. Die doppelte Aufgabe, das englische Volk zur höhern Achtung vor dem Militär und zur Erkenntnis der Notwendigkeit militärischer Disziplin zu erziehen, wird seit Jahren in immer lebhafterer Weise betrieben. Die Mittel dafür sind sehr geschickt gewählt; es gehören dazu die eifrige Förderung der Jugendwehren (in Deutschland spielen die Knaben von selbst Soldaten), die häufigere Veranstaltung von Paraden und andern militärischen Schauspielen, die Ausschcheidung der Vereinsmeierei aus den Freiwilligenformationen und ihre Heranbildung zu einer militärisch brauchbaren Miliztruppe usw. Es sind auf allen diesen Gebieten binnen kurzer Zeit schon beachtenswerte Fortschritte gemacht worden, und König Eduard setzt seinen persönlichen Einfluß dafür bei jeder Gelegenheit ein.

Mit besondrer Klugheit hat man dabei zunächst die Förderung der in England immer vollstümlichen Flotte in den Vordergrund geschoben und schon erreicht, daß der für Abrüstung und den Weltfrieden schwärmende Teil der die Regierung beeinflussenden liberalen Partei verstummt ist und sogar schon für die neuen Dreadnoughts stimmt. Aber das ist gar nicht die Hauptsache, das Schwergewicht muß auf die Schaffung einer ausreichenden Landmacht gelegt werden. Die Verbündeten und Freunde Englands haben wiederholt mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß ohne diese die britische Freundschaft wenig Wert hat. Mit Einmütigkeit wendet sich zwar die englische Presse stets gegen dieses Ansinnen, aber den politischen Führern ist es gar nicht so unangenehm, wenn von französischen Blättern behauptet wird, England müsse seine ganze bisherige Weltmachtspolitik aufgeben, wenn es nicht in der Lage sei, achtzehn Divisionen an der Maas aufmarschieren zu lassen. Derartige Anregungen halten die Sache im Flusse, und der deutliche Hinweis auf Deutschland ist den Wehrpflichtfreunden lieber als die Anrührung der indischen Frage, denn die Möglichkeit eines Feldzugs in Indien ist ein Hauptgrund der Abneigung gegen den allgemeinen Wehrdienst. Aber der phantastische Gedanke eines deutschen Überfalls wird mit Eifer genährt; um sein Haus, seine Burg vor barbarischen Feinden zu schützen, nähme der Briten auch die allgemeine Wehrpflicht auf sich. Das im vorigen Jahre mit ungeheurem Erfolg auf allen englischen Bühnen gegebene Sensationsstück *An Englishman's Home* mag uns albern, unkünstlerisch erscheinen, aber es ist ausgezeichnet für die Wirkung auf den Durchschnittsengländer berechnet und dient ebenso dem Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht wie die Reden

des populärsten Kriegsmannes, General Roberts. Er bringt seine Anträge dafür im Oberhause ein und findet dort immer geringern Widerstand, im Unterhause hat man bisher klüglich jede Anregung unterlassen, denn sie könnte unter den heutigen Verhältnissen und vielleicht noch auf Jahre hinaus dort zu einem ablehnenden Beschluß führen, dessen Präjudiz man vermeiden will. Aber die Sache ist im Gange und macht rüstige Fortschritte. Als Haupttriebmittel dient die Abneigung gegen Deutschland, die man nicht einschlafen läßt, wenn man auch vom Ministertisch aus allen Ausschreitungen stets die Spitze abknickt. Sie ist Mittel zum Zweck, denn sie ist populär und wirksam, während die eigentlich entscheidenden überseeischen Angelegenheiten keine rechte volkstümliche Wirkung haben und der Erreichung des großen politischen Zieles nur hinderlich sind. Bevor es erreicht ist, werden darum auch alle Reisen, Reden u. dgl., die die angebliche Spannung zwischen Deutschland und England beseitigen sollen, ohne Wirkung bleiben.

-7-



Die Teutoburger Schlacht

Von Otto Kaemmel



on den großen Ereignissen vor fünfzig, hundert, hundertfünfzig, fünfhundert oder gar neunzehnhundert Jahren, auf die wir in diesem merkwürdigen Jubiläumsjahre 1909 zurücksehen, ist das älteste, die Teutoburger Schlacht im September des Jahres 9 n. Chr. (nicht im August), das weitaus wichtigste. Denn sie entschied die Fortexistenz eines selbständigen germanischen Volkes und damit über die Zukunft Europas. Freilich, die uns über sie erhaltenen historischen Berichte sind unvollständig und ungenügend. Der Verfasser des ausführlichsten und anschaulichsten, der Grieche Cassius Dio, lebte erst etwa zweihundert Jahre nach dem Ereignis, im Anfange des dritten Jahrhunderts, war also völlig abhängig von ältern Quellen. Auch Tacitus schrieb mehr als ein Jahrhundert nach der Schlacht und gibt keine eigentliche Beschreibung von ihr. Das Werk des ältern Plinius über die Germanenkriege aber, denen er zeitlich näher stand als jene beiden Historiker (gestorben 79), ist uns verloren. Als mitempfindender Zeitgenosse schrieb nur Vellejus Paterculus (unter Tiberius), aber er bietet mehr eine höchst interessante und packende Charakteristik der Lage und der maßgebenden Persönlichkeiten, allerdings aus lebendiger Kenntnis heraus, als eine zusammenhängende Darstellung der Vorgänge.

So erklärt es sich, daß nicht einmal über den Schauplatz des Ereignisses eine wirkliche Klarheit und Sicherheit besteht. Nur so viel steht fest, daß es